

Willkommen in der Numerokratie

Alles nur noch eine Frage der Rankings, Scores und Sternchen: Der Berliner Soziologe Steffen Mau zeigt in seinem neuen Buch, wie wir uns in allen Lebensbereichen algorithmisch erzeugten Hierarchien unterwerfen.

Die Sonne scheint. Sie wollen ein Eis essen. Ein Stand ist in Sicht, aber Sie hören zufällig, das beste Eis gebe es da oder dort, eine ziemliche Strecke entfernt. Sie kennen den Informanten nicht und kaufen sich das Eis um die Ecke. Schmeckt. Wie wäre es aber, wenn Sie erfahren, dass in einem Ranking, an dem Tausende teilgenommen haben, genau jenes entlegene Café auf dem ersten Platz gelandet ist? Vielleicht trauen Sie der Expertise einer anonymen Masse nicht und sparen sich den Weg. Aber würden Sie nicht die Mühe auf sich nehmen, wenn es gute Freunde wären, deren Bewertungen das Ranking bestätigen?

Nun, die sind gerade nicht in der Nähe, aber eine Smartphone-App teilt Ihnen mit, dass die große Mehrheit einer Online-Community, der Sie angehören, jenes Eiscafé bevorzugt und darüber hinaus auch ein bestimmtes Café in ihrer Heimatstadt schätzt, das auch Sie lieben. Warum sollten Sie Ihr Eis in einem schlecht gerankten Laden um die Ecke kaufen, in das niemand gehen würde, der solche Cafés mag, die Sie auch mögen?

Ihr Smartphone hat Ihnen das auf der Umgebungskarte ohnehin auf einen Blick angezeigt: fünf goldene Sterne dort, wo es das beste Eis für Sie gibt. Sie gehen hin, essen ein sehr gutes Eis, fühlen sich wohl unter Leuten, die so sind wie Sie, und bezahlen mit einer App, die Sie zugleich um eine Bewertung bittet. Sie geben fünf Sternchen, und für eine bestimmte Gemeinschaft wird es bald gar kein anderes Eiscafé mehr geben als dieses – denn die anderen werden von der Karten-App auch gar nicht mehr angezeigt. Wer anderen Communitys angehört und andere Apps nutzt, kauft woanders sein bestes Eis.

Über die Qualität des Eises, vom Anteil der Sahne bis zur Güte der Früchte, ist damit also gar nichts gesagt; ohnehin sollen Geschmäcker ja verschieden sein. Das Ranking bildet allein Quantitäten ab. Das „beste Eis“ meint nicht das Eis, das Ihnen am besten schmeckt, sondern ein Produkt, das oft gekauft und wieder

Morgen in Natur und Wissenschaft

Ein neues Schwangerschaftshormon lässt Frauen und Ärzte hoffen

Geisteswissenschaften: Lazar Gulko-witsch, Pionier der Begriffsgeschichte

gekauft wird, das häufig und gut geratet wird. In die Bewertung geht auch ein, wie lange man auf den Service wartet, Interieur, Flirtfaktor, Sauberkeit und so weiter. Der Eismann kennt die Kriterien und optimiert sein Angebot entsprechend. Was wirklich gut an dem Eis ist, geht beinahe unter in dieser „Herausbildung einer metrischen Wertigkeitsordnung“, die den sozialen „Kurswert“ eines Eiscafé erstellt.

Von den „daten- und indikatoren-basierten“ Verfahren der Rangbildung für alles und jeden handelt das vor kurzem erschienene Buch des Berliner Soziologen Steffen Mau über „Das metrische Wir“ (Suhrkamp Verlag). Seine These ist, dass unsere Gesellschaft einer neuen Form der „sozialen Rangbildung“ unterworfen wird, die allein auf einer „Hierarchisierung und Klassifikation“ quantifizierender Daten aufbaut. Von Pierre Bourdieu gesellschaftlicher Urteilskraft, in der wir unseren Status nicht nur dem in Geld messbaren Vermögen zu verdanken haben, sondern auch der kulturell erworbenen Handhabung „feiner Unterschiede“, unterscheidet sich die soziometrische Distinktion durch die Erzeugung von Ungleichheiten, die auf

quantifizierenden, scheinbar objektiven Messungen, Vergleichen und Auswertungen beruhen.

Der Wert wird einem Eis genauso wie einem Forscher aufgrund von Daten (Drittmittelquote, Zitationsimpact) zugewiesen, die den Vergleich und damit die Hierarchisierung ermöglichen: Ob ein Wissenschaftler besser ist als ein anderer, weil mehr Texte in Peer-Review-Journals erscheinen oder weil seine Projekte häufiger und mit größeren Summen von der DFG gefördert werden, sei dahingestellt. Aber es ist eben viel schwieriger, wissenschaftliche Qualität an wissenschaftlichen Ansprüchen zu messen, als Zitationen oder Fördermittel zu zählen. Dafür gibt es sogar Computerprogramme. Daher werden bei der Ermittlung der Rangpositionen solche „Parameter bevorzugt, die sich in numerischer Form ausdrücken lassen“.

Die Daten, an deren Erhebung wir alle täglich freiwillig oder unfreiwillig mitwirken, werden gemessen, angezeigt und zugeleitet. Täglich wird ermittelt, ob ein Hotel ein hohes Rating hat oder ein Song in den Charts gut platziert ist, ob die Abteilung gut performt oder die Universität international sichtbar ist, ob wir fit sind und kreditwürdig, genug schlafen oder sicher Auto fahren. Was immer gemessen werden kann, wird quantifiziert und verglichen, es kann also in Ranglisten eingetragen oder in Statusklassen umgerechnet werden. Das Modell einer geschlossenen, digitalen Welt wie der World of Warcraft, in der sich jederzeit der eigene Rang (Level 1 bis Level 110) und der eigene Score (total damage done: 116.891 M) einsehen und mit anderen Spielern vergleichen lässt, erfasst nun die gesamte Lebenswelt – man „levelt“ sich hoch und genießt das Dopamin.

Das „Kompilieren, Kumulieren, Assemblieren und Verknüpfen von personengebundenen Daten“ macht vor keinem Lebensbereich halt und ermöglicht eine neue Form der Individualisierung durch Quantifizierung. Das nicht weiter dividierbare und daher einzigartige Individuum tritt ab. Profil bekommt der Mensch als „Vektor in einem Zahlenraum“, also als Adresse, der sich Messwerte und Positionen zuordnen lassen – numbering life. Die Zugehörigkeit zu einer Schicht oder die Funktionsrolle in einem Subsystem liefert nicht länger die entscheidenden Informationen über eine Person, sondern die von Algorithmen ausgewerteten „individualisierten Daten“. Je größer der „digitale Schatten“ ist, den Sie werfen, desto wahrscheinlicher ist es, dass Sie das Eis, das Buch oder den Partner mögen, die eine App Ihnen vorschlägt, oder dass Sie einen Kredit, eine Versicherung, eine Beförderung, ein Stipendium bekommen, weil Ihre Zahlen stimmen. Ausruhen können Sie sich auf den guten Werten freilich nicht. „Alle Quanta sind unendlich progressiv“, hat Friedrich Schlegel 1797 festgestellt. Folglich ist nichts unkämpfter und vergänglicher als eine Top-Level-Positionierung.

„Quantifizierung des Sozialen“ hat Steffen Mau die Bedingung einer Gesellschaft genannt, die anhand von „Scores, Rankings, Sternchen und Noten“ eine „Numerokratie“ erschafft, in der alle immerzu „die Zahlen im Blick haben“, um Dinge und Menschen, sich selbst und andere in einer Rangordnung zu positionieren. Mau spricht von einer „Landnahme“ der Algorithmen, die sich keinen Bereich entgehen lassen, der quantifiziert und metrisiert werden kann. Dass umgekehrt alles, was sich nicht messen und digitalisieren, raten und ranken, scoren und skalieren lässt, in dieser Sozialordnung keine Rolle mehr spielt, wird ebenfalls deutlich. Was Beachtung und Anerkennung findet, ist allein das, was quantifizierbar ist. Dies gilt gerade für Qualitäten. Das beste Eis ist eben das am besten geratete Eis, das bedeutendste wissenschaftliche Paper das am häufigsten zitierte Paper, der schönste Urlaubsort der mit dem höchsten Score.

Die Kurven, Sternchen und Balken der Numerokratie werden aus Daten erstellt, deren Genese niemand kennt, und von Algorithmen errechnet, die geheimgehalten werden. Während die Soziometrie Transparenz erzeugen soll, stützt sich die neue Rangordnung der Gesellschaft tatsächlich auf „Arkanpraktiken“. Das metrische Wir hat sich der Macht der Algorithmen unterworfen, Mau spricht von „Unentrinnbarkeit“. Widerstand ist zwecklos. Steffen Mau Buch hat bereits ein beneidenswertes Amazon-Ranking. Lesenswert ist es trotzdem. NIELS WERBER



Peter Härtling (1933 bis 2017)

Foto Barbara Klemm

Der Dirigent des Wort-Orchesters

Er hatte Augen für den Schrecken und das Glück: Zum Tod des Autors Peter Härtling

Den Zettel auf dem Küchentisch fanden die Kinder erst spät. „Sollte etwas mit mir passiert sein, holt Tante Käthe“, hatte die fünfunddreißigjährige Erika Härtling geschrieben, bevor sie sich mit 28 Tabletten vergiftete. Zurück blieben der zwölfjährige Sohn Peter und seine jüngere Schwester Lore. Sie hatten bereits den Krieg erlebt, den Umzug aus Chemnitz ins mährische Olmütz, die Flucht nach Österreich, den Einzug der Roten Armee. Der Vater geriet in russische Kriegsgefangenschaft, die Mutter wurde vergewaltigt. Schließlich, als nach der Übersiedlung ins schwäbische Nürtingen 1946 die Nachricht vom Tod ihres Mannes kam, hatte Erika Härtling keine Kraft mehr.

Was das für ihre Angehörigen bedeutete, kann man sich kaum ausmalen. Die Kindheit des bei Kriegsende gerade einmal elfjährigen Peter Härtling war jedenfalls von größter Unruhe gezeichnet, von persönlichen Katastrophen, eingebettet in die Katastrophe Europas, und noch längst nicht zur Ruhe gekommen, als dann endlich die Waffen schwiegen. Für die verwaisten Flüchtlingskinder war es so fast unmöglich, nach derartigem Leid im vom Krieg so viel weniger betroffenen Nürtingen Wurzeln zu schlagen, was ja schon der Mutter nicht gelungen war: „Sie glühte in ihrer Verachtung für diese Gegend, die ‚ganz‘ geblieben war“, schreibt Peter Härtling im Rückblick.

Dass jemand in ausgewogener Situation durch die Literatur gerettet worden sei, klingt mittlerweile wie eine Floskel, aber das ganze Leben Peter Härtlings verbürgt diese Formel, wenigstens insoweit, als Literatur demjenigen aus existentieller Not helfen kann, der die Anlage dafür mitbringt. Der sich lesend den Blick weiten lässt und mit ihm das Bewusstsein. Und der auf diesem Weg ein Gespür dafür entwickelt, welche Rolle wiederum die Kunst in einem Leben einnehmen kann, das unter problematischen Vorzeichen begonnen worden ist.

Es ist kein Zufall, dass Peter Härtlings Weg vom Journalisten zum Schriftsteller auch durch die Beschäftigung mit Künstlerbiographien bestimmt worden ist. In einer Artikelserie, aus der später ein häufig aufgelegtes Buch wurde, stellte Härtling „Vergessene Autoren“ vor, Frucht seiner Leseleidenschaft und oft genug tatsächlich Entdeckungen, denen er so den

Weg zurück ins literarische Gedächtnis bahnte. Seine großen, von Experimentierlust gezeichneten Bücher über Autoren und Musiker zumeist des neunzehnten Jahrhunderts widmeten sich dann Hölderlin, Waiblinger oder Lenau, Fanny Mendelssohn, Schubert oder zuletzt Verdi, Künstlern also, deren Leben er mit genauem Blick für die Irritationen durch die jeweilige Umwelt betrachtete. Er zeigte sich form- und traditionsbewusst, wenn es um Lyrik ging, und näherte sich seinen Figuren mit kristallinen Sätzen an – dies umso mehr, je ungeheurer das Beben war, das er registrierte.

Auch als Cheflektor bei S. Fischer, der dort unter anderem Arno Schmidts schwer zugängliches, aber teures Buch „Zettel's Traum“ auf den Weg brachte und dies wegen des Risikos mit schlaflosen Nächten bezahlte, warb Härtling für die Literatur, die er verbreitet wissen wollte, bevor er sich 1973 als freier Schriftsteller selbständig machte. Er moderierte jahrzehntlang ein Literaturquiz im Hessischen Rundfunk und besprach in der „Frankfurter Anthologie“ dieser Zeitung mit großem Enthusiasmus am liebsten halb oder fast ganz vergessene Autoren wie Max Herrmann-Neiße, Richard Beer-Hofmann, Theodor Kramer, Ferdinand Hardekopf, Christian Daniel Schubart und Justinus Kerner, aber auch Goethe, Hölderlin, Heine und Fontane. „Seit ich dieses Gedicht kenne, hastet es durch mein Gedächtnis, höre ich seinen heftigen, am Ende seufzenden Atem“, heißt es da über ein Gedicht der frühverstorbenen Hertha Kräffner, und in diesen Worten ist eben auch die Erkenntnis enthalten, dass man sich nicht von der Literatur retten lassen und anschließend die Kunst Kunst sein lassen kann.

Das ist auch denjenigen seiner Bücher eingeschrieben, die seinen Ruf bis heute am meisten geprägt haben, den Werken für junge Leser. Als sich in den späten sechziger und frühen achtziger Jahren in der deutschsprachigen Kinderliteratur eine Wende hin zu einem bis dahin für unzumutbar gehaltenen Realismus anbahnte, maßgeblich befördert durch den Verlagsleiter Hans-Joachim Gelberg, wurde Härtling mit Büchern wie „Das war der Hirbel“, „Oma“ oder „Ben liebt Anna“ bald zum wichtigsten Vertreter dieser Richtung. Zahllose Kinder der Bundesrepublik und später auch des wiederver-

nigten Deutschlands verdanken Härtling ihre erste Überwältigung durch Lektüre, auch in den Lesungen, die Härtling unermüdet durchführte, völlig unbesorgt darum, ob nicht sein Ruf als seriöser Autor für ein erwachsenes Publikum durch das Schreiben für Kinder leiden könnte.

Natürlich schreibe man nicht schlichter, wenn die avisierten Leser jünger seien, sagte Härtling dann, man schreibe auch nicht über andere, gar weniger relevante Themen. Als Dirigent der Worte habe man als Kinderbuchautor statt des großen Orchesters ein Kammerensemble zur Verfügung. Das mache die Sache allerdings nicht leichter: Denn während in der Philharmonie der Erwachsenenliteratur manches untergehe, höre man im Kammerorchester jeden falschen Ton.

Damit hat Härtling die deutsche Kinderliteratur in einem Ausmaß geprägt, dessen Langzeitwirkung wohl noch gar nicht abzusehen ist. Immer wieder konnte man beobachten, mit welcher Ehrfurcht ihm junge Autoren begegneten, auch wenn sie vollkommen anders geschrieben als er, und deren Werke er wiederum mit der größten Neugier und dem größten Interesse zur Kenntnis nahm. Er war freundlich und zugewandt bis hin zur Güte, er vertrat seine Ansichten entschieden und war zugleich immer bereit, über die gegenteiligen mit großer Offenheit zu diskutieren. Fantasy-Literatur etwa war ihm zuwider, und wenn man ihm gegenüber dennoch auf die Qualitäten bestimmter Bücher dieser Richtung beharrte, war man schon mittendrin in einem intensiven, respektvollen Austausch, der durchaus länger anhalten konnte.

Und so weit Härtling die Augen öffnete für die Welt und ihren Schrecken, für gefährdete und beschädigte Kindheiten, so weit offen standen sie eben auch für das Glück, das sie bereithält. In seinem letzten Roman, dessen Erscheinen er noch erlebte, in „Djadj, Flüchtlingsjunge“, schildert er die Schwierigkeiten eines unbegleiteten Flüchtlings, aber auch die Mühen und Erfolge seiner Integration durch einen Freundeskreis bejahrter Deutscher – er wusste, wovon er schrieb.

Peter Härtling, der für sein Werk zahlreiche Auszeichnungen erhalten hat, ist in der Nacht zum Montag gestorben. Friedlich, wie es aus dem Kreis der Familie heißt. TILMAN SPRECKELSEN

Ahnennachweis

Im Jahr 1987 schuf der Künstler Jimmie Durham eine lebensgroße aus einer Holzplatte ausgeschnittene Figur, die er „Selbstporträt“ nannte. In Handschrift sind neben die Körperteile Kommentare geschrieben wie: „Meine Haut ist nicht wirklich so dunkel, aber ich bin sicher, dass viele Indianer kupferrote Haut haben.“ Durham war damals genervt davon, vom Kunstpublikum auf seine Identität als Cherokee festgelegt zu werden. Sein ganzes bildhauerisches wie schriftstellerisches Werk nimmt Identitätszuschreibungen aufs Korn, um die Möglichkeit eines universalen Humanismus aufscheinen zu lassen. In den siebziger und achtziger Jahren hatte der zeitweilige Leiter des International Indian Treaty Council bei den Vereinten Nationen für die Rechte indigener Völker gekämpft und schließlich entnervt aufgegeben – auch aus Enttäuschung über die amerikanischen Stammesvertreter, die, statt darüber zu sprechen, welche Rechte man gerne hätte, lieber darüber stritten, wer das Recht habe, für sie zu sprechen. Seit 22 Jahren hat der Wahleuropäer Durham keinen Fuß mehr in die Vereinigten Staaten gesetzt. Dafür hat jetzt seine bislang größte Retrospektive, nachdem sie zuvor in Los Angeles zu sehen war, am Walker Art Center in Minneapolis eröffnet. Also in jenem Museum, das gerade eine Skulpturenpark entfernen ließ und zur zeremoniellen Verbrennung freigab, weil protestierende Vertreter der Dakota sich zu sehr an den Galgen erinnert fühlten, auf dem 1862 im nahe gelegenen Mankato 38 Sioux gehängt wurden. Prompt gerät dort der bekannteste Künstler mit indianischem Hintergrund unter Beschuss: „Jimmie Durham ist ein Betrüger“, schrieben Kuratoren, Künstler und Politiker im Magazin „Indian Today“. Denn er sei er gar nicht als Bürger der „Cherokee Nation“ registriert. Nun gibt es Leute, für die die Registrierung als Indianer das Einverständnis mit Apartheid-Politik bedeutet, und zu denen gehört Durham. „Ich habe gar nichts dagegen, wenn man mich einen Cherokee nennt“, erklärte er kürzlich der „New York Times“, „aber ich bin kein Cherokee-Künstler, so wenig wie Brancusi ein rumänischer Künstler war.“ Der Kunstkritik wiederum wird vorgeworfen, Durhams Selbstdarstellungen ungeprüft zu übernehmen. Jetzt aber mal halblang, liebe Ankläger: Irgendwo muss mit den dummen Stellvertreterkriegen der Identitätspolitik doch mal Schluss sein. Die Prüfungspflicht des Ahnennachweises durch die Kunstkritik sei hiermit aufs entschiedenste zurückgewiesen. kjr

Architekten gesucht

Wer baut Londons Konzertsaal?

Sechs internationale Architekturbüros sind eingeladen worden, sich an der öffentlichen Ausschreibung für das umstrittene Londoner Konzertgebäude auf dem Grundstück des jetzigen Museum of London zu beteiligen, in dem das London Symphony Orchestra (LSO) beheimatet sein soll. Damit sind die zeitweilig in Frage gestellten Pläne für einen akustisch und räumlich befriedigenden Saal mit angrenzenden Bildungseinrichtungen der Verwirklichung einen Schritt näher gekommen. Die Regierung Cameron hatte auf Betreiben des für Kulturprojekte empfänglichen Schatzkanzlers George Osborne hin Gelder für eine Machbarkeitsstudie bewilligt. Als Theresa May nach dem Brexit-Referendum die Zügel in die Hand nahm, wurden die noch ausbleibenden Mittel gestrichen. Das vom Barbican Centre, dem LSO und der Guildhall Musik- und Theaterschule vorangetriebene Projekt, das energisch unterstützt wird von Sir Simon Rattle, dem designierten Chefdirigenten des LSO, schien gefährdet. Doch sprang die betuchte Verwaltung der Londoner City mit 2,5 Millionen Pfund ein. Aus der großen Zahl von Bewerbungen aus aller Welt sind neben den Büros von Norman Foster, Frank Gehry und Renzo Piano auch Snohetta, Diller, Scofidio + Renfro sowie AL_A, die Erbauer der jüngst enthüllten Erweiterung des Victoria and Albert Museums, in Zusammenarbeit mit Diamond Schmitt ausgewählt worden. G.T.

Dortmundpartie

Neuer Intendant für Konzerthaus

Der Kulturmanager und Musikwissenschaftler Raphael von Hoensbroech wird neuer Intendant des Konzerthauses Dortmund. Zur Spielzeit 2018/19 tritt er die Nachfolge von Benedikt Stampa an, der die „Philharmonie für Westfalen“ seit 2005 leitet und 2019 die Direktion des Festspielhauses Baden-Baden übernimmt. Der 1977 in Tokio geborene von Hoensbroech studierte Musikwissenschaft, Philosophie und Jura an der Universität Köln, wo er 2005 promoviert wurde, lernte bei Helmut Rilling und Karl-Heinz Bloemeke dirigieren, war als Unternehmensberater tätig und ist seit 2013 Geschäftsführender Direktor des Konzerthauses Berlin. Das Konzerthaus Dortmund wurde 2002 eröffnet und hat 1550 Plätze. aro.

Jochen Jung

Hexenschuss

Woher auch immer das Geschoss kam – War sie im Busch gesessen oder saß sie im Bücherschrank und tat, als tät sie lesen – Ach, auf der Stelle legte sie mein Ross lahm Das ist's für diesen Tag wohl wieder mal gewesen